



Der Permes

Kerstin Rech Kriminalroman ISBN 3-934927-52-1 160 Seiten 9.90 Euro



Der Bas Stollebett geht es, wie es weisen und kräuterkundigen Frauen immer erging:

Man holt sie zu denen, die der Arzt aufgegeben hat, und zu denen, die zu arm sind, um einen zu bezahlen - und wenn sie einem nicht mehr passen, dann erschlägt man sie. Nur lebt die Bas Stollebett im Unterschied zu anderen „Hexen“ nicht im Mittelalter. Kerstin Rechs Roman „Der Permes“ spielt im zwanzigsten Jahrhundert.

Das ist das eigentlich Gruselige ihrer Erzählung, die sowohl ein historischer als auch ein Kriminalroman ist.

Diese Geschichte von Glauben und Aberglauben, von Hass auf Fremdes und Abweichendes, von Gleichgültigkeit gegen das Leiden anderer spielt mitten unter uns. Der Permes, eine Art Teufelsgestalt aus den Wäldern des Raums Blieskastel, wirft seinen Schatten nicht nur auf die Bas Stollebett und die jungen Leute, die sie am Beginn des Jahrhunderts erschlagen. Der Permes ist auch noch da, als die Generation der Handy-Träger anrückt und glaubt, die Vergangenheit durch Schweigen und Vergessen besiegt zu haben. Das funktioniert nicht - weder beim Dorfpfarrer, dem ehemaligen Studentenrevoluzzer, der sich auch als Geistlicher ein abenteuerlicheres Leben erträumt hatte, noch bei seinen Freundinnen und Freunden, etabliert inzwischen, und doch alle gebunden an ihren Heimatort Bierbach, an den Einfluss des Permes, der nicht ruht und der nichts ruhen lässt - schon gar nicht alte Sünden.

Kerstin Rech wurde 2003 von der Glauser-Jury des Syndikats, der Autorengruppe deutschsprachiger Kriminalschriftsteller, mit ihrem ersten Kriminalroman „Das fünfte Geschlecht“ zu den besten fünf Debütanten der deutschen Krimiszene gezählt.

Leseprobe:

Bierbach, 03. August 2004

Bald würde die Sonne untergehen. Im Osten hatte der Himmel schon die Farbe von reifen Orangen angenommen. Wenn sie nicht im Dunkeln durch den Wald nach Hause gehen wollte, dann musste sie jetzt langsam aufbrechen.

Margot Klaus legte die Heckenschere ins Gras und begutachtete ihr Werk.

Sie hatte vor ein paar Tagen die roten Johannisbeeren gepflückt und heute die Sträucher geschnitten, die ihr Grundstück zum Pirmannswald hin abgrenzten.

Sie beschnitt die Beerensträucher immer gleich nach der Ernte, wegen der Infektionsgefahr, damit das Sonnenlicht den ganzen Strauch erreichen konnte. Und sie hatte die alten Triebe abgeschnitten, denn bald würden sie durch neue ersetzt werden.

Sie sammelte das Schnittholz ein und legte es auf den Haufen mit den fleckigen Blättern der Tomaten und Kartoffeln, den Stützstangen der Bohnen und dem von Milben befallenen gelben Bohnenlaub, um es tags darauf zu verbrennen.

Margot ging ein paar Schritte auf ihren Lieblingsbaum zu. Es war ein alter Apfelbaum, der nur noch kinderfaustgroße Äpfel tragen konnte, aber sie liebte ihn. Sie schloss die Augen und strich sanft über seine Rinde, bis sie die Einkerbungen unter ihren Fingerspitzen fühlte. J und M. Sie lächelte.

Dann riss sie plötzlich die Augen auf. Wie so oft, wenn sie sich alleine in der Nähe des Waldes aufhielt, hatte sie das Gefühl, dass jemand ganz nahe bei ihr stand. Manchmal konnte sie fast seinen Atem spüren. Den Atem des Permes. Aus dem Wald hörte sie ein Knacken, als sei jemand auf einen dünnen Ast getreten.

Sie bückte sich schnell und nahm die Heckenschere wieder in die Hand. Dann drehte sie sich um und spähte mit zusammengekniffenen Augen in die Dunkelheit des Pirmannswaldes.

Nichts war zu sehen. Margot legte die Heckenschere wieder ins Gras und schob mit dem Fuß das letzte Laub auf den präparierten Haufen. Sie schwor sich, beim nächsten Mal ihr Handy mitzunehmen, wenn sie wieder allein hier draußen sein würde.

»Wird das ein Scheiterhaufen für die Bas Stollebett?«, fragte Wolfgang Lenhard, ihr Nachbar und Freund, und lachte verschmitzt.



Woher war er so schnell aufgetaucht?

»Na klar«, antwortete Margot. »Für wen sonst? Und damit der Permes mich nicht holt, bin ich froh, dass ich mit dir durch den Wald nach Hause gehen kann. Das heißt, wenn du mich mitnimmst. Hast du einen Spaziergang gemacht?«

»Bei der Hitze ist es am angenehmsten im Wald.«

»Ach, dann warst du das eben?«

Wolfgang runzelte die Stirn. »Ich bin gerade erst gekommen. Ich musste in Ruhe über einiges nachdenken.«

»Darf man erfahren, worüber?«

Er antwortete nicht gleich, sondern betrachtete den Scheiterhaufen, der zwischen ihnen stand. Dann sah er auf und antwortete mit gequältem Lächeln: »Über die Vergangenheit, Margot.«

-II-

Bierbach, Grohbachtal, 18. Juli 1903

»Tot! Tot!«, kreischte die Bas Stollebett.

Die Gänsehirtin von Bierbach war sie, die Bas Stollebett. Und ein armes Weib war sie obendrein, das von dem geringen Lohn ihres Gewerbes kaum leben konnte. So kam es, dass sie ihren kargen Lebensunterhalt mit dem Erbetteln von Speck und Brot und Kartoffeln aufbesserte.

Und mit noch etwas anderem kam sie den Bierbachern an. Einer Gabe nämlich, die einmalig war und um die sie dennoch niemand im Dorf zu beneiden wagte. Und eben diese Gabe stand wohl im Zusammenhang mit der Tatsache, dass sie jetzt auf der Flucht war. Auf der Flucht vor drei mit Äxten bewaffneten Bierbacher Burschen. Wenn die Bas immer sonntags, nachdem die Leute aus dem Dorf aus der Kirche kamen, ihre paar Pfennige fürs Gänsehüten abholte und noch ein bisschen etwas dazu erbettelte, gaben ihr die Bierbacher gerne etwas ab. Aus Mitleid zum einen und zum anderen, weil sie die Gänse des Dorfes so gut hütete.

Und einen dritten Grund gab es.

Wenn man es genau betrachtete, gaben sie hauptsächlich und ohne es sich bewusst zu sein, aus Furcht. Furcht nicht allein vor der Bas, der alten, Tabak schnupfenden Gänsehirtin, sondern vor der geheimnisvollen Macht, mit der sie im Bunde zu sein schien. Denn die Bas konnte Brauchen, und von irgendwoher musste sie die Kraft für diese Gabe bekommen haben.

Dass der allmächtige Herrgott die alte Bas so außergewöhnlich ausgestattet hatte, hielten die Dorfbewohner für unwahrscheinlich. Was sollte der Herrgott schon mit einer verlumpten Gänsehirtin im Sinn haben, wenn es in Bierbach so viele rechtschaffene Leute gab? Aber wenn nicht Gott, wer blieb dann noch übrig?

Wer da draußen, so fragten sich die Bierbacher, vor allem in der dunklen Jahreszeit, wenn die Nacht länger währte als der Tag und der kalte Mond durch die Fenster in die kleinen, niedrigen Kammern schaute.

Wer beobachtete sie, versteckt im Dunkel der Nacht? Wer jagte und schnappte zu wie ein Wolf, wenn ein unbedarfter Mensch alle Vorsicht außer Acht ließ und des Nachts alleine in den Wald ging?

Wer war es, der das beschauliche Dorf zwischen Schucht, Steinberg, dem Bliesgau und dem Hechlertal ebenfalls seine Heimat nannte und der im Wald nahe dem Grohbach seinen Unterschlupf hatte?

Genau dort, vermutete man nicht zu Unrecht, war das Unheimliche zu Hause, in der Nähe jener Stelle, wo die Bas Stollebett ihre Hütte hatte.

Doch war jemand krank im Dorf, dann wurde die Bas Stollebett ans Krankenlager gerufen. Es gab kein Haus in Bierbach, in das man sie nicht schon bestellt hatte, im Linnebrunne, auf dem Hüwelche, im Käsehof oder im Eck bis hinauf in die Muhl. In den Häusern der Tagelöhner, der Kleinbauern, der Korbmacher, der Maurer, Schuster und Pflasterer hatte sie so oft gestanden und die Wärme gespürt, die von den unter den Stuben liegenden Ställen hochstieg. Dann verabreichte sie ein nach eigener Rezeptur aus Kräutern und Pilzen hergestelltes Gebräu und murmelte für die Umstehenden unverständliche Beschwörungsformeln.

Wenn man wollte, konnte man ab und zu beschwichtigende Worte wie Jesus Christus oder unser Herrgott im Himmel heraushören. Und es schien beruhigend, dass die Bas Stollebett den Namen des Herren aussprechen konnte, ohne dass der Zorn des Himmels sie traf.

Man sprach nicht gerne darüber, dass man ihre Dienste in Anspruch nahm, und war froh, wenn sie nach dem Brauchen wieder das Haus verließ. Man schämte sich auch gebühlich, so wie man sich schämt, wenn man einem verbotenen Laster frönt. Doch der Aberglaube im Dorf war stark, zu manchen Zeiten fast so stark wie der Glaube. Doch eben nur fast. Und das bewahrte Bierbach vor dem Schicksal, das der Permes sich für das Dorf ausgedacht hatte, wenn sie, die Bierbacher, ihn in ihre Häuser, in ihre Herzen, einlassen würden.



Die Bas Stollebett hauste die meiste Zeit im Grohbachtal, mitten im Pirmannswald, in einer schiefen, modrigen Holzhütte, die mit verbeulten Blechen notdürftig abgedeckt war. Dort saß sie auf einem Bündel Binsen, starrte auf die offene, aus drei Steinen und einem viereckigen Blech bestehende Feuerstelle und stopfte ausgefallene Gänsefedern in ein Säckchen. Da ihre Hütte nur eine kleine Öffnung hatte, durch die man hinein und hinaus kriechen konnte, war das Innere ständig voller Rauch. Vermischt mit der Feuchtigkeit, die an vielen Tagen im Grohbachtal hing, machte der das Atmen schwer, benebelte den Geist und berauschte die Sinne.

»Tot! Tot!« Die Bas Stollebett kreischte weiter, während sie den Waldweg entlangrannte. Ihre Stimme, die vor Angst in eine schrille, unnatürliche Höhe zog, verfing sich in den Spitzen der Tannen und Fichten, schwebte wie ein fadenscheiniges, aber festes Spinnennetz in den Kronen der Eichen und Buchen und hatte schon nichts Menschliches mehr.

Ein Eichelhäher, der vom Webenheimer Bösch herübergeflogen kam, stieß einen warnenden Ruf aus, der von den Baumkronen widerhallte. Die Bas Stollebett hatte ihre Röcke gehoben und rannte mit nackten Füßen von ihrer Hütte zur Kanzel.

Zu ihrer Rechten floss der Grohbach als dünnes Rinnsal dahin. So brav und leise, als wolle er den Lauf der Welt nicht stören. In seinem niederen Wasser konnte man kaum seine Füße benetzen. Unklar schien es, wie dieser Bach es ohne Hilfe geschafft haben sollte, vor vielen Tausenden von Jahren den Schucht vom Steinberg zu trennen und das bewaldete Tal, das seinen Namen trug, zu formen.

Die Bas Stollebett rannte. Angst und Verzweiflung trieben sie vorwärts über den breiten Waldweg. Wie hatte es geschehen können, dass diese drei Bierbacher Burschen in ihre Hütte hatten kommen können, ohne von ihr bemerkt zu werden? Warum hatte sie nicht ihr Lachen und Rufen gehört, als die drei, durch das Grohbachtal marschierend, beständig näher kamen?

Warum hatten die Gänse in ihrem Pferch nicht Alarm geschlagen? Gänse sind die besten Wachhunde. Und die Bas konnte bislang auf deren Instinkt vertrauen.

Sonst hatte die Bas immer »Komme erinn, ihr Buwe!« gerufen, wenn sie die Ankömmlinge hörte, die in den Wald kamen, um Holz zu schlagen. »Komme erinn, ihr Buwe«, und die Buben waren der Aufforderung gefolgt. Alle. Jedes Mal.

Sie kamen durch die kleine Öffnung hereingekrochen. Auf allen vieren. Saßen dann da auf ihren Fersen. Ängstlich und doch neugierig beäugten sie die Bas Stollebett durch den dichten Rauch ihres süßlich riechenden Feuers.

Und dann erzählte sie die Geschichten, die ihr so am Herzen lagen. Von den Goldgluten, von der Proforschtjagd, vom Butterhut und vom Permes. Immer wieder vom Permes. Wie er dem alten Vetter Dorkel des Nachts erschienen war, als dieser bei seinen Schafen schlief. Den alten Hanjakob fast zu Tode erschreckt hatte, als dieser im Schweitzertal seinen Gaul hütete. Und immer kam er in anderer Gestalt. Als Jäger im grünen Wams, als Ketten rasselndes Ungeheuer, das sich aus seinem Kerker befreit hatte, als Harlekin, der seine Späße trieb. Doch immer war es der Permes.

Aber dieses Mal hatte die Bas Stollebett sie nicht kommen hören, die Burschen, die zum Holzschlagen in den Wald gekommen waren. Plötzlich waren sie da gewesen, hatten am Eingang gehockt und mit großen Augen und voller Abscheu dem Treiben in der Gänsehütte zugehört.

Das hätte nie, nie geschehen dürfen.

Als hätte der Permes plötzlich Wasser ins Feuer gegossen, war der Rauch undurchdringlicher und fester geworden, und als er wieder seine natürliche Dichte annahm, war der ganze Spuk vorüber.

Regungslos und stumm hatte die Bas Stollebett zuerst dagesessen und zurückgestarrt. Hatte gehofft, dass ihre im Geiste gestammelten Beschwörungen die rechte Wirkung auf die drei jungen Männer hätten und sich der Mantel des Vergessens über sie legen würde. Sie hoffte auf die Kraft des Permes.

Ihre Hoffnung erstarb jäh, als der Sohn des Korbmachers nach draußen gekrochen war, um seine Axt zu holen, die er, wie seine Kameraden, neben der Hütte abgelegt hatte. Er schien entschlossen, die Ordnung im Universum wiederherzustellen, damit der Himmel oben und die Erde unten bliebe.

Als die Bas Stollebett die Entschlossenheit des Korbmachersohnes erkannt hatte, bekam sie es mit der Angst zu tun. War aufgesprungen, an den verdutzten Gesichtern der beiden anderen, die nur noch aus Augen zu bestehen schienen, vorbeigestolpert und auf allen vieren davongekrabbelt. Schreiend davongekrabbelt. Draußen gab sie dem dritten, der unschlüssig seine Axt in der Hand wog, einen kräftigen Stoß vor die Brust und raffte ihre Röcke. Wie Bluthunde mussten ihr nun die drei Bierbacher Burschen folgen. Sie hatten Angst. Gerade so wie die Bas Stollebett. Doch ihre Angst war grauenvoller anzusehen, denn ihre Angst galt dem Unfassbaren. Dem nicht zu Begreifenden. Instinktiv ahnten sie, dass es mit einem Axthieb nicht getan wäre. Das Böse konnte man nicht einfach töten.



Was wussten sie über den Permes? Was hatten ihre Altvorderen immer erzählt? Wie konnte man ihm beikommen? Sicher nicht, indem man sein williges Werkzeug, die alte Gänsehirtin, tötete.

Sie rannten und rannten. Rannten der Bas Stollebett hinterher und hofften doch gleichzeitig mit jedem Schritt, mit jedem Schlag ihrer Herzen, sie nie einzuholen. Sie rannten hinterher, weil keiner von ihnen vor seinen Kameraden als feiger Hund dastehen wollte.

Rannten in ihren klobigen Schuhen von der Gänsehütte den Waldweg Richtung Dorf auf den Felsvorsprung, genannt Kanzel, zu. Doch ahnten sie, dass sie sich mit jedem Schritt, den sie Bierbach näher kamen, weiter von der Wahrhaftigkeit, der Sicherheit und der Realität entfernten. Der Lück Johann, der Sohn des reichsten Bauern aus Bierbach, der Bubel Julius, Musiker wie sein Vater, und der Lenhard Max, dessen Familie dem Gewerbe der Korbmacherei nachging und dessen ältester Bruder nach Amerika, nach Rochester, ausgewandert war.

»Tot! Tot! Mach se tot! Permes! Mach se tot!«, kreischte die Bas weiter. Ihre Stimme wurde immer wilder. Beschwörender.

Von der Hütte her hörte man die Gänse laut schnattern.

Der Bubel Julius bekam eine Gänsehaut am ganzen Körper, obwohl es ein schwül-heißer Tag war. Der Schweiß, der seinen Körper bedeckt hatte, stockte. Wurde schmierig und kalt wie bei einem frischen Leichnam. Sein Mund war ausgetrocknet, als hätte er ihn mit Sand ausgerieben.

Plötzlich musste er an die Kerb im letzten September denken. An den Kerbemontag, als er, der beste Trompeter im ganzen Westrich, mit den anderen Musikanten zum Tanz aufgespielt hatte.

Julius' Schritte verlangsamten sich. Schon hing er hinter seinen Kameraden zurück, die stur die Bas Stollebett im Blick hatten. Zu gerne hätte er, der Musiker, seinen Tagträumen nachgehungen und von den jungen Bierbacher Mäde geträumt, statt einer alten Hexe nachzurennen und vielleicht Schlimmes, unvorstellbar Schlimmes heraufzubeschwören.

Vielleicht, so befahl ihn unvermittelt eine Ahnung, sollte die schöne, fröhliche Kerb im vergangenen Jahr seine letzte gewesen sein. Vielleicht würde er nie mehr den bunten Kerbestrauß sehen. Würde nie mehr aufspielen können, wenn der Hammel ausgetanzt werden würde.

Es war ihm nicht wohl. Er hatte Angst vor der Rache des Permes, sollte der Bas Stollebett etwas zustoßen. Und was wollten sie überhaupt mit der Alten anfangen, wenn sie sie eingeholt hatten? Weder er noch seine beiden Kameraden würden in der Lage sein, der Alten mit der Axt das Hirn zu spalten. Hatte sie nicht auch den Permes angerufen und seinen und den Tod seiner Freunde gefordert?

Aber auf der anderen Seite konnte er den Lück Johann und den Lenhard Max nicht einfach aufhalten. Konnte nicht seine Hände auf ihre Schultern legen und sagen: »Losse ma se lawe, die alt Stollebett.«

Hätte er gewagt, sie aufzuhalten, hätten sie zu dritt über das alte, kreischende Weib lachen können, wie es seine Röcke bis zu den knotigen Knien gerafft hatte und auf seinen schwieligen, verhornten Füßen den Waldweg entlangrannte.

Er konnte ja nicht ahnen, der brave Bubel Julius, dass seine Kameraden dasselbe empfanden wie er. Dass sie, auch wenn sie es niemals zugegeben hätten, dankbar gewesen wären, wenn er sie aufgehalten hätte. Sie hätten ihn noch oft damit aufgezo-gen: »De Julius hat Mores vor de alt Bas Stollebett gehatt. Bestimmt hatter gemennt, dass se ne verhext.« Und er, der Julius, hätte ihnen in Memmersch Wirtschaft ein Bier spendiert, damit sie endlich die Klappe halten würden.

Nein, sie konnten nicht mehr Halt machen. Denn nie hätten sie vergessen können, was sie in der verrauchten Hütte hatten mit ansehen müssen.

Julius holte seine beiden Freunde ein und schaute zum Himmel.

Zu dem warnenden Eichelhäher hatten sich Schwärme anderer Waldvögel gesellt. In noch nie da gewesener Harmonie hatten sich die vielen verschiedenen Arten zusammengetan und hingen wie eine dunkle Wolke über der unheimlichen Gruppe, angeführt von der kreischenden, alten Bas Stollebett, dicht gefolgt von den Äxte schwingenden Burschen.

Die Bas Stollebett erreichte die Kanzel und kletterte so schnell sie konnte hinauf.

Am Fuße der Kanzel blieben die drei Burschen einen Moment stehen, als erhofften sie sich göttlichen Beistand. Denn so oder so empfanden sie es als frevelhaft, dass die Gänsehirtin ausgerechnet auf der Kanzel Zuflucht suchte. Die Kanzel, so wurde jener aus Buntsandstein bestehende Felsvorsprung im Grohbachtal genannt, von dem aus der heilige Pirminius im achten Jahrhundert gepredigt hatte, um der Gegend das Christentum zu bringen.

Der Gründer der Klöster auf der Insel Reichenau, im Elsass und der Pfalz hatte nicht ahnen können, dass dieses Gebiet zwischen Schucht und Steinberg, wo fünfhundert Jahre später ein Ort namens Bierbach entstehen würde, keinem anderen je gehören würde als dem Permes.



So sah es zumindest die Bas Stollebett.

Der Permes war ihr Geliebter und ihr Herr. Er kam so oft zu ihr in die Hütte, wie sie ihn rief. Und anders als die Burschen, die an den Holztagen im Wald bei ihr eine Rast einlegten und zu ihr in die Hütte gekrochen kamen, um sich die wunderlichen Erzählungen der Bas anzuhören, kam der Permes immer aufrecht herein. Wie ein Herr. Sie hatte nie gesehen, wie er das machte, da er nur kam, wenn die Hütte voller Rauch war und ihre Augen tränten. Er stand dann da, aufrecht, groß und schön und sah auf sie herunter, auf die alte Bas Stollebett, wie sie auf den Binsen lag und die Beine spreizte und sich ihm darbot.

Aus seinen Erzählungen wusste sie, dass er schon auf diesem Flecken Erde zu Hause gewesen war, als Schucht und Steinberg noch eine einzige Sandsteintafel waren, als es noch kein Grohbachtal gab. Die Zeit kannte der Permes noch. Er kannte noch diese Zeit und die Zeit davor und alle Zeiten der Welt. Und sie allein hatte Anteil an seinem Wissen und seiner Macht. Sie und nicht einer von den anderen Bierbachern, die sie mit ein paar Almosen abspeisten, und von denen jetzt drei hinter ihr her waren.

Als die Bas in fliegender Hast den Felsen hinaufgeklettert war und oben auf der Kanzel stand, waren ihre Fingernägel abgebrochen und ihre Beine blutig geschürft. Sie glaubte sich in Sicherheit, als die drei Burschen laut keuchend am Fuße des Felsvorsprungs ankamen.

Johann und Julius lehnten die schwer gewordenen Äxte an die Beine, pressten ihre Hände an die linke Bauchseite und schnauften. Max fuhr sich mit dem Ärmel über das schweißnasse Gesicht.

Die Gänsehirtin stand auf der Kanzel und lachte keuchend. Hinter sich die Felswand, um sich herum Büsche und Bäume, vor sich den Abgrund.

Sie lachte mit einem Gesellen, den nur sie alleine sah, der einmal hinter den drei Burschen stand und grotesk auf einem Bein tanzte und sich vor ihr verbeugte, dann auf dem bewaldeten Hügel direkt über ihr herumspukte.

Vom Dorf her rief die Kirchenglocke, doch Johann, Julius und Max hörten sie nicht.

Die Bas Stollebett breitete die Arme aus, denn jetzt stand der Permes ganz nah neben ihr. »Permes.«

Sie drehte sich ihm zu, fuhr mit der Hand ordnend über ihr mausgraues Kopftuch und wiegte sich derb in den Hüften.

Der Permes legte den Kopf schief.

Unten standen die drei Burschen und schauten hinauf zur Kanzel, merkwürdig berührt von dem absonderlichen Verhalten der Alten.

»Bas Stollebett! Komm runner!«, rief Johann.

»Oder mir hole dich!«, rief Max.

»Un dann kannsche awwer was erlāwe!«, schloss Julius.

Die Bas Stollebett riss ihren Blick vom Permes los, der in ihren Augen schöner war denn je, und drehte den Kopf ruckartig den Dreien am Fuße der Kanzel zu.

»Mach se tot! Permes! Mach se tot!« Ihr linker Arm fuhr auf Johann, Julius und Max zu, als wolle sie Blitze schleudern.

Wie unter einem schmerzhaften Hieb zuckten die drei zusammen.

Ein kalter Wind kam auf, der so gar nicht zu dem schwül-heißen Julitag passen wollte. Die drei Burschen drehten ihre Köpfe von der Kanzel weg und sahen in die entgegengesetzte Richtung, hinüber zum Webenheimer Bösch.

Sie suchten mit fiebrigen Augen die bewaldete Höhe nach der Quelle dieser plötzlichen Kälte ab, konnten aber nichts entdecken. Kam sie vom Hexentanzplatz oder aus dem Tunnel, der durch den dichten Fichtenwald führte?

Sie wandten sich wieder der Kanzel zu und griffen nach ihren Äxten, als sie mitten in der Bewegung innehielten.

Sie konnten nicht glauben, was sie da sahen.

Der Lück Johann, der Bubel Julius und der Lenhard Max verstanden von der Sekunde an, was es bedeutet, wenn einem das Blut in den Adern gefriert und einem die Haare zu Berge stehen.

Sie sahen sich an und schworen sich, das unheimliche Geheimnis dieses Sommertages ein Leben lang zu hüten. Kein Wort darüber. Nicht zu ihren Eltern, nicht zu ihren Geschwistern. Und auch später nicht zu ihren Ehefrauen, nicht zu ihren Kindern.

Und sie wussten, dass dieser Holztag, an dem sie ohne Feuerholz aus dem Wald zurück ins Dorf kämen, ihr ganzes Leben verändern würde.

Drunten im Dorf blieben die Bierbacher auf der Straße stehen und schauten hinauf ins Grohbachtal.

Verwundert sahen sie die Vögel über der Kanzel kreisen. Hörten das Geschrei aus unzähligen Vogelkehlen.

Und dann begannen auch noch die Kirchenglocken zu läuten.

Ein schlimmes Unheil ahnend, taten die Bierbacher das einzig ihnen richtig Erscheinende, sie bekreuzigten sich und machten sich wieder daran, ihrem Tagwerk nachzugehen.



Nur die Familien von Johann, Julius und Max machten sich noch Sorgen. Sie sorgten sich so lange, bis die Drei wohlbehalten ins Dorf zurückkamen.

Dass sie nicht, wie ihnen von ihren Vätern aufgetragen, mit dem geschlagenen Holz zurückgekommen waren, trug ihnen zwar Schelte ein. Doch war das nicht böse gemeint. Falls ihre Leute das Entsetzen in den Gesichtern der Drei bemerkt haben sollten, so haben sie es nicht erwähnt.

»Es geht Sache, immer die schwätzt man besser net, bevor man demet es Unglück ahnzieht«, dachten sie.

Die Bas Stollebett war tot.

Der Wannemacher, der am Abend nachsehen wollte, wo die Gänse blieben, fand ihre Leiche am Fuße der Kanzel. Er ging ins Dorf zurück, um Hilfe zu holen.

Etwas merkwürdig fanden die Bierbacher, die kurze Zeit später um die Tote herumstanden, dass ihr Körper so zerschmettert da lag, wo doch die Kanzel höchstens drei Meter hoch war und man sich von ihr kaum zu Tode stürzen konnte. Auch von der bewaldeten Höhe über der Kanzel nicht.

Am schlimmsten hatte es den Kopf von der Bas Stollebett erwischt. Ihre Oberlippe war hochgezogen, als wäre sie weggeschrumpft. Das Zahnfleisch, in dem bis vor kurzem noch ein paar braune Zahnstümpfe gestanden hatten, war zu einer breiigen Masse zerschlagen worden. Ihr Schädel war furchtbar zugerichtet. Unter den grauen Haarsträhnen gähnten tiefe Spalten. Herausgequollene Hirnmasse verkleisterte sich mit dem ausgelaufenen Blut auf dem festgetretenen Waldboden zu einem zähen Brei. Die Schmeißfliegen hatten sich bereits darüber hergemacht, und unzählige Waldameisen trugen fleißig Klümpchen für Klümpchen davon.

Der alte Lück schob nachdenklich seine Mütze in den Nacken und hob die Axt auf, die neben der Toten im Gras lag und die er als seine erkannte. Keil und Stiel waren blutverschmiert. Haare und Erde klebten daran.

Kopfschüttelnd versuchte Lück, die Axt im Gras zu säubern.

»Geh doch do an die Grohbach. Do werds doch sauerer.«

»Do hasche Recht. Losst der die gut Axt do im Wald leie. Der kann was erläwe!«

»Wer hätten awwer a gedenkt, dass es Stollebett emol von den Kanzel fällt un sich dotsterzt.«

Nachdem alle einmal hingekuckt hatten, deckten die Frauen die Leiche mit einer mitgebrachten Pferdedecke zu. Die Männer steckten sich je ein Stück abgebrochenen Kautabak in die Wangen. Kauten und spieen abwechselnd. Alle zusammen warteten sie, erleichtert über den Tod der Bas Stollebett, auf den Pfarrer. Sie vertrauten darauf, dass der alte Herr mit einem gesprochenen Segen und geweihtem Wasser alles, was hier auch geschehen sein mochte, von Gottes Erdboden verbannen konnte.

»Was machten dann dei Kuh? Gebt se jetzt besser Milch?«, fragte Klaus Heinrich.

»Seit vorgeschter schunn«, antwortete der Bubel und kramte in den ausgebeulten Taschen seiner Joppe. »Jetzt han ich mei Peif dehemm leie gelost.«

»Es geht heit noch è Gewitter.« Der Sornberger Jakob kniff die Augen zusammen und blinzelte in die untergehende Sonne.

Die andern taten es ihm nach. Damit trat ein unausgesprochenes Gesetz in Kraft, die Bas Stollebett und ihr sonderbares Ende zu vergessen.

Die Gänse wurden schon am nächsten Tag von einer anderen Gänsehirtin gehütet. Die weigerte sich, die Hütte ihrer Vorgängerin zu benutzen, und sei es nur, um sich vor plötzlichen Regenschauern zu schützen. Auch die Gänse trieb Ferrangs Veronika ins Hechlertal statt ins Grohbachtal.

Veronika war bis dato die Magd vom Bauer Lück gewesen, der froh war, das eigenwillige Geschöpf von seinem Hof zu bekommen. Vor allem, da sie anfangs, seinem Sohn Johann den Kopf zu verdrehen. Und an einer gewöhnlichen Magd als künftige Bäuerin und Mutter seiner Enkel war ihm nicht gelegen. Zumal er nicht garantieren konnte, selbst von der Magd die Finger zu lassen. Wie sich vor zwei Wochen in der Kammer ihres Stallhäuschens in der Hirtengasse erwiesen hatte.

Die Hütte der Bas Stollebett verfiel mit den Jahren. Bald schon überwucherten sie Flechten und Moos.

Doch das Gebiet, wo die Gänsehütte gestanden hatte, gehörte fortan auf eine unheimliche Weise zum Dorfleben dazu.

1906 ließ der damalige Jagdpächter, Christian Fleisch aus Saarbrücken, auf derselben Stelle, wo einst die Hütte der Bas Stollebett gestanden hatte, eine Jagdhütte bauen und nannte sie »Jägerheim Christians Ruhe im Grohbachtal«. Der aus Vorarlberg stammende Unternehmer ließ auch noch einen Weiher anlegen. Wasser gab es ja genug im Grohbachtal.

Ein Tagelöhner aus dem Lothringischen, Jean-Pierre Grosser, der bei dem Bau der Hütte geholfen und im Dorf keine Übernachtungsmöglichkeit gefunden hatte, blieb allein bei dem Rohbau, um dort zu schlafen. Er wurde am nächsten Tag von seinen Kameraden vermisst. Man nahm an, dass der als arbeitsscheu geltende Mann das Weite gesucht hatte.



1955 kaufte die Gemeinde Bierbach das Grundstück, errichtete einen Kinderspielplatz, und aus der Jagdhütte des Christian Fleisch wurde die Waldschenke.

Der sieben Jahre alte Hans-Peter Orloff, der mit seinen Eltern und seiner Schwester am Hechlerberg wohnte, wollte unbedingt wissen, ob der Spielplatz schon fertig war. Also machte er sich eines Tages nach dem Abendessen heimlich auf den Weg ins Grohbachtal.

Mosersch Lydia sah ihn noch mit seinem Roller die Eckstraße hochfahren.

Den Roller fand man in der Nacht am Ufer des Fischweiher.

Die Feuerwehr pumpte das Wasser aus dem Weiher. Nichts. Auch eine groß angelegte Suchaktion in der Umgebung brachte keinen Erfolg. Der Junge wurde nie gefunden.

1960 wurde der Weg von der Eckstraße ins Grohbachtal, vorbei an der Kanzel bis hin zum Spielplatz, asphaltiert. Auf halbem Weg zwischen Kanzel und Dorf wurde ein Parkplatz angelegt.

Michael Hanauer, der Erste in Bierbach, der eine Vespa sein Eigen nannte, wollte den neu asphaltierten Weg als Rennstrecke benutzen.

Brigitte und Ludwig Meier kamen gerade von ihrem Grundstück am Fuße des Schuchts und bogen zur selben Zeit, als Michael am Parkplatz vorbeifuhr, mit ihrem Leiterwagen in den Weg zum Dorf ein. Sie hörten ein Motorgeräusch, dem sie keine weitere Beachtung schenkten.

Hinter der ersten Kurve nach der Kanzel entdeckten sie Michaels Vespa auf dem neu asphaltierten Weg liegend. Die kleinen Räder der Maschine drehten sich noch, vom Hanauer Michael fehlte jede Spur.

1970 wurde ein zweiter Fischweiher angelegt. Herbert Weber, der mit ein paar Freunden in der Waldschenke gesessen und zu viel getrunken hatte, kam auf die Idee, den neuen Weiher pinkelnd einzuweihen. Also torkelte er nach draußen. Seine Freunde ließen ihn alleine ziehen und haben ihn von der Stunde an nicht mehr gesehen.

1972 wurde direkt neben der Kanzel von der Freiwilligen Feuerwehr Bierbach eine Kneippanlage gebaut. In über viertausend Arbeitsstunden wurden von den Männern freiwillig und ehrenamtlich ein Wassertretbecken und ein Armbecken errichtet.

Christa Bender wollte ihren Mann Otto von der Baustelle abholen, da sie beide an diesem Freitagabend noch zu einem Geburtstag eingeladen waren.

Es war ein langer heißer Tag. Als Christa den Wald betrat, dämmerte es. Sie konnte nicht wissen, dass die Männer von der Freiwilligen Feuerwehr wegen der Hitze schon längst Feierabend gemacht hatten und im Dorf in der Eckwirtschaft saßen. Niemand hat Christa Bender je wieder gesehen.

Verirrten sich zu Lebzeiten der Bas Stollebett nur Holz schlagende Burschen und Liebespaare ins Grohbachtal im Pirmannswald, so entwickelte sich diese Region später zu einem Naherholungsgebiet für Einheimische und Besucher aus der Umgebung.

»Gehn net alleen in de Wald«, warnten der Lenhard Max, der Lück Johann und der Bubel Julius alle, ob sie es hören wollten oder nicht, »gehn nie alleen in de Wald.«

Doch wer nahm schon drei alte Männer ernst?



-III-

Bierbach, 05. August 2003

Draußen kochte der Asphalt und die Luft flimmerte und flirrte, als würde sie jeden Moment ihre physische Konsistenz verändern wollen. Ganz Europa stöhnte in diesem Sommer unter den Temperaturen, die seit Ende Mai fast jeden Tag weit über 30 Grad Celsius lagen.

In der Wirtschaft Bei Theo in der Pfalzstraße in Bierbach war es angenehmer als draußen, will heißen, knapp unter 32 Grad.

Eine zivile Temperatur bei durchschnittlich 40 Grad in diesem Sommer. Dazu trug ein Tischventilator auf höchster Stufe bei, der im hinteren Teil der Kneipe auf einem Regal stand, zwischen einem schmiedeeisernen Topf mit drei rosafarbenen Plastikrosen und einem grauen Tonkrug mit der verschnörkelten Aufschrift Gruß aus Bamberg. Wie ein tanzender Derwisch wirbelte er die abgestandene Luft herum.

Über dem Ventilator, fast unter der Decke, hing ein Schwarzweißfoto von der Damenmannschaft des FC Bierbach von 1976, in der Theos Frau Ruth das Tor gehütet hatte.

Daneben hing eine Bleistiftzeichnung unter Glas. Das Papier war schon vergilbt. Es stellte ein kleines Kunstwerk dar, signiert von Johann Lück, datiert im Jahre 1911, und es zeigte die Kanzel. Über der Kanzel stand eine schwarz gekleidete Gestalt, die aussah wie Murnaus Nosferatu mit großen, zu Klauen gekrümmten Händen: der Permes. Und er starrte mit stechenden Kohlenaugen hinüber zur Damenmannschaft des FC Bierbach.

Pfarrer Alfred Bubel lächelte.

Was ein Psychologe wohl daraus schließen würde, dachte Alfred.

Er saß, oder besser klebte, auf einem der mit Kunstleder bezogenen Barhocker. Schweißperlen standen auf seiner Stirn, lösten sich und rannen kitzelnd über sein Gesicht. Immer wieder wischte er sie mit einem weißen Stofftaschentuch weg, doch mit jedem Schluck Bier wurden es mehr.

Außer ihm waren nur noch drei andere Gäste in der Wirtschaft, die ausgemergelten Brüder Karl, Gerd und Franz Weber. Die ganze Familie Weber sah aus, als würde sie seit Generationen an Unterernährung und Mangelkrankheiten leiden.

Karl, Gerd und Franz standen neben der geöffneten Tür und steckten den Rest ihrer Stütze in den Spielautomaten. Sie diskutierten darüber, ob Lance Armstrong oder Jan Ullrich die Tour de France 2004 gewinnen würde.

Für Unkundige hörte es sich an, als hätten die drei Brüder den dicksten Krach. Ihre Fäuste waren geballt und ihre Gesichter krebsrot. Mit einer Vehemenz, die in keinem Verhältnis zu ihrer Körpergröße oder ihrem Gewicht stand, warfen sie Geldstück um Geldstück in den Schlitz des Spielautomaten und schlugen jedes Mal dagegen, als müssten sie befürchten, dass der Apparat die Kohle sonst wieder ausspuckte.

»Da! Friss!«, drohten sie dem Automaten, und der gehorchte.

Immer wieder warfen sie Hochwürden in seiner schwarzen Hose und seinem schwarzen Kollarhemd lauernde Blicke zu. Glückspiel war Sünde. Daran konnten sie sich noch dunkel aus der Zeit des Religionsunterrichts erinnern. Was war das für ein Pfarrer, der sich einen Dreck um seine Schäfchen kümmerte und lieber vor sich hin starrte. In der Wirtschaft. Mit einem Glas Bier. Wenn sie heute Abend ohne Geld dastünden, wäre eindeutig der Pfaffe schuld.

Karl hätte dem Pfaffen gerne die Meinung gesagt, aber bei denen zog man immer den Kürzeren und außerdem stotterte Karl, wenn er seinen Alkoholpegel noch nicht erreicht hatte. Aber wenn der erst einmal erreicht war! Karl spürte eine unbändige Lust auf eine richtig schöne Schlägerei in sich hochkochen. Er schlug sich mit der Faust in die hohle Hand. »Kkkomm mmir einer ddumm!«

Und wenn er sich heute nicht den Pfaffen vorknöpfen würde, dann bei nächster Gelegenheit den Wolfgang, der im Kirchenchor sang und auch immer ein so frommes Gesicht machte und der mit dem Pfaffen befreundet war. Der Karls Mutter immer so scheinheilig grüßte und die alte Frau früher die Unterkirche hatte putzen lassen. Für die Weber-Brüder, besonders für Karl, war das ganze Dorf verdorben, scheinheilig und gemein.

»Aalles dddreckige Bbastarde«, knurrte er.

»Wen meinst du?«, fragte sein Bruder Gerd, warf noch einen Euro in den Schlitz und knallte mit der Faust auf den Spielautomaten. »Die Pfaffen?«

»Ddas gganze Ddorf. Nnur dddreckige Bbastarde!«

»Mit der Nas immer ganz oben!«, sagte Franz.



Alfred saß allein an der Theke und ahnte nichts von dem Kampf, der in Karl und dessen Brüdern tobte. Er betrachtete stattdessen sein Porträt in einem versilberten Pokal, den Theo im letzten Jahr bei einem Bierzapfwettbewerb auf dem Webenheimer Bauernfest gewonnen hatte.

Was er sah, war ein rundes Gesicht mit ein paar Haaren obendrauf, das durch die bauchige Form des Pokals noch mehr in die Breite gezogen wurde.

Du siehst aus wie die Witzfigur eines wohlgenährten, mittelalterlichen Mönchs. Du hättest in Der Name der Rose mitwirken können, dachte er bei sich.

Er nahm sein Taschentuch wieder aus der Hosentasche und wischte sich über das Gesicht. Nicht nur die Hitze, die sich in seiner schwarzen Kleidung hielt wie in einem Nachtspeicherofen, machte ihm zu schaffen. Er haderte heute so mit Gott und der Welt, wie er es seit seiner Zeit als weltverbessernder, der lateinamerikanischen Befreiungstheologie zugeneigter Theologiestudent nicht mehr getan hatte. Als er für sein Leben gern an der Seite von Bischof Romero Lateinamerika aus den Klauen einer habgierigen Oligarchie befreit hätte. Das harte Studium an der Priesterakademie in Speyer hatte ihm nur in seinen Träumen Gelegenheit geboten, heroische Taten zu vollbringen. Und im Nachhinein betrachtet, schien dies auch nicht Gottes Wille gewesen zu sein. Er hatte etwas anderes mit ihm vor. Aus dem kämpferischen Theologiestudenten Alfred war ein Dorfpfarrer geworden. Seine Gemeinde Bierbach gehörte zur Stadt Blieskastel und war mit fast zweitausend Einwohnern der drittgrößte Stadtteil.

Bierbach lag am Fuße zweier Bergrücken, dem 334 Meter hohen Schucht und dem Steinberg, der noch 15 Meter näher an alpine Größe heranreichte. Bierbach lag vor allem zwischen den über die Grenzen des Landes bekannten Naherholungsgebieten Pirmannswald und dem Bliesgau. Und die Bierbacher Aue, durch die sich die Blies schlängelte, war eine der schönsten Flussauen in ganz Deutschland. Es gab einen Radweg, der neben der Blies entlang- führte und der an Wochenenden überfüllt war von Radfahrern, Fußgängern, Inline-Skatern. Es herrschte ein Betrieb wie auf den Wanderwegen zu den Schlössern vom Bayernkönig Ludwig. Na ja, nicht ganz, aber fast.

In Bierbach war Alfred geboren und aufgewachsen und im acht Kilometer entfernten Homburg hatte er das Johanneum besucht, ein von den Herz-Jesu-Missionaren gegründetes Internat, in dem auch Externe wie er unterrichtet wurden. Nach dem siebenjährigen Studium und der Weihe zum Priester war es dem Bierbacher Bub gelungen, sich schnell wieder in das Dorfleben einzufügen.

Normalerweise sollte ein Priester nie Pfarrer in seiner Heimatgemeinde werden, wo man ihn bereits als kleinen Buben gekannt hatte. Aufgrund des großen Priestermangels in der Diözese Speyer hatte man bei ihm eine Ausnahme gemacht. Und es war keine Fehlentscheidung des Bischofs gewesen. Alfreds Sorge, von den Älteren, die hauptsächlich in seine Kirche kamen, nicht respektiert zu werden, hatte sich als grundlos erwiesen.

Er nahm einen großen Schluck Bier, leckte sich den Schaum von den Lippen und wischte sich wieder mit seinem Taschentuch über die Stirn und den Hals. Matthäus kam ihm in den Sinn und Alfred deklamierte: »Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.«

»Selig sind die Bekloppten, denn sie brauchen keinen Hammer«, deklamierte Karl ebenso flüssig. Er hatte seinen Pegel erreicht. Seine Brüder und der Wirt lachten kehlig.

Alfred hörte gar nicht hin.

Er hatte die letzten Wochen mit seinem Gemeindeferenten Jens Lüders, einem dünnen, überlangen, asketisch aussehenden Mann aus dem protestantischen Nordfriesland, ein Programm entwickelt. Lüders nannte es despektierlich ein Unterhaltungsprogramm. Es war Alfred daran gelegen, die Bierbacher Jugend wieder zum Gottesdienst und zur aktiven Teilnahme am Kirchenleben zu bewegen. Ermutigt hatte ihn das seit ein paar Jahren aufflammende Interesse vieler Teenager an der Bibel, vor allem an der Offenbarung des Johannes. Alfred wurde häufig darauf angesprochen und um eine Erklärung gebeten, was es mit den sieben Posaunen auf sich hatte oder mit der Schale des Zorns oder auch mit dem Reiter auf dem weißen Pferd.

Die hochgezogenen Augenbrauen und das spöttische Lächeln seines gestrengen Gemeindeferenten ignorierend, hatte er dieses Interesse zum Anlass genommen, Jugendmessen und extra Bibellesungen für junge Leute zu organisieren.

Es hatte nicht lange gedauert, bis seine Hoffnungen zerstört wurden, genau gesagt bis heute Nachmittag und zur ersten Bibellesung. Ihr Thema waren Die Briefe des Paulus an die Korinther gewesen, und es war kein einziger Jugendlicher gekommen.

Alfred, der mit Lüders wartend in der Unterkirche gesessen hatte, gab der Hitze die Schuld, die die Jugendlichen wohl eher ins Schwimmbad als in die Kirche getrieben hatte.



Lüders hatte dazu nur die Nase gerümpft und das kleine Kreuz über der Sitzgruppe fixiert. Es war ihm vom Gesicht abzulesen, welcher Art das Zwiegespräch zwischen ihm und Jesus Christus war. Lüders' grundsätzliche Frage dabei lautete, so vermutete Alfred: Warum, oh Herr, ist dieser fette Trottel Pfarrer und nicht ich?

Nach einer dreiviertel Stunde hatte er den Gemeindefeuerhelfer nach Hause geschickt und zwanzig Minuten gewartet, bis er sicher sein konnte, ihm vor der Kirche nicht mehr zu begegnen. Dann war er unglücklich die Treppe hochgestapft, am begrünten Innenhof kurz stehen geblieben und hatte einem Schmetterlingspaar zugeschaut, das sich sacht auf einer Rosenblüte niedergelassen hatte.

Danach war er durch den Haupteingang, unter dem Kirchturm hindurch, auf den Vorplatz gegangen. Aber statt ins Pfarrhaus zu gehen, entschloss er sich, seinen Eltern, Lisbeth und Pirmin Bubel, in der Korngartenstraße einen Besuch abzustatten.

Vielleicht hatte seine Mutter einen Kuchen gebacken, zumindest hatte sie einen in der Tiefkühltruhe, den sie für ihn auftauen würde. Der Gedanke hatte ihn wieder froh gestimmt und er war die Kirchentreppe hinuntergeeilt, die direkt in die Korngartenstraße führte.

Auf halber Höhe der Treppe war ihm Falk Strobel, der neunzehnjährige Sohn seines Freundes Günter, begegnet. Von ihm hatte Alfred erfahren, dass die jüngeren Mitglieder seiner Gemeinde die Religion mit einer Folge aus Akte X verwechselten und die Offenbarung des Johannes einfach nur cool fanden. Sie hatten keinerlei Interesse, die Messe zu besuchen und sich ernsthaft mit der Bibel auseinander zu setzen. Angesagt war, das letzte Kapitel des Neuen Testaments nach drehbuchreifen Gruselszenen zu durchforsten.

»So ist es halt, Herr Pfarrer. Da kann man nichts machen. Tschüß«, hatte Falk abschließend gesagt, grüßend die Hand gehoben und seinen Weg fortgesetzt. Und damit war Alfreds letzte Hoffnung auf ein reges, die ganze Kirchengemeinde umfassendes Miteinander dahin.

Vielleicht aber, so dachte er sich jetzt, habe ich nur einen Grund gebraucht, wieder mal ein Bier zu trinken.

Die Stunde, die er bei seinen Eltern verbracht hatte, war nicht sehr amüsant gewesen, auch wenn er seinen Kuchen bekommen hatte. Seine Mutter werkelte die ganze Zeit in der Küche herum und murmelte leise vor sich hin, wahrscheinlich ein Gebet. Sie lebte getreu dem Motto Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Je größer und stattlicher Alfred wurde, desto schwächer erschien ihm sein Vater. Ihn verfolgte die Vorstellung, ein Bandwurm würde in dem alten Mann hausen und ihn von innen langsam auffressen.

Der alte Pirmin Bubel hatte auf dem Küchenstuhl gesessen und abwechselnd seinen Sohn und das Kreuz über dem Tisch angestarrt und dabei die Faust seiner rechten Hand geballt, als hätte er einen inneren Kampf durchzustehen.

Bei Bubels hing in jedem Zimmer ein Kreuz an der Wand. Darüber, dass seine Eltern Gott so offensichtlich zugetan waren, hätte er eigentlich glücklich sein müssen. Aber wenn er ehrlich war, schämte er sich ihrer.

Er trank einen Schluck Bier. Es bedrückte ihn, dass er sich seiner lieben Eltern schämte und dass er seinen Vater nicht gefragt hatte, was ihn quälte.

»Noch drei! Oder sollen wir verdursten, Theo!«, schrie Franz und Alfred zuckte zusammen.

»Kommt gleich«, beruhigte ihn Theo.

Inzwischen war es Abend geworden, das Pfarrbüro geschlossen und Daniela Westphal, Alfreds tüchtige Pfarrsekretärin, längst zu Hause bei Mann und Kindern. Die Kranken und Bedürftigen hatte er am etwas kühleren Vormittag schon besucht und eine Abendmesse hatte er heute auch nicht mehr zu halten. Gott sei Dank, dachte er und nahm noch einen Schluck.

Zu viel Bier durfte er natürlich auch nicht trinken, denn immerhin war er der katholische Pfarrer von Bierbach. Und in Bierbach, so klein es auch war oder gerade deswegen, hatten die Wände Augen und Ohren. Aber gegen ein zweites Glas war nichts einzuwenden.

»Und ich sah den Himmel aufgetan; und siehe, ein weißes Pferd. Und der darauf saß hieß: Treu und Wahrhaftigkeit«, zitierte Alfred den Johannes und winkte Theo, den Wirt, herbei.

»Noch eins, Herr Pfarrer?«

»Ja, bitte.«

»Und wie geht's? Sonst alles in ...?«

Alfred nickte, obwohl der Rest des Satzes im infernalischen Geschepper fallender Münzen und dem Gewinner-Jingle des Spielautomaten unterging. Einer der Weberbrüder schien eine Glückssträhne zu haben.

»Früher hätte es das nicht gegeben, dass der Pfarrer in die Wirtschaft kommt. Da sind sie zum Saufen und zum ... nach Saarbrücken gefahren.« Theo lachte dröhnend, während er ein neues Karlsberg zapfte.

Alfred runzelte leicht verärgert die Stirn, was der Wirt im Halbdunkel der düsteren Kneipe nicht sehen konnte, aber irgendwie ahnte. Theos Lachen wurde immer verhaltener und endete in einem verlegenen Räuspern.



Hinter Alfreds Rücken machte Franz eine eindeutig obszöne Geste. Bevor Theo etwas zu ihm sagen konnte, drehte er sich wieder dem Spielautomaten zu.

»Die Zeiten haben sich geändert. Nichts für ungut, Herr Pfarrer«, entschuldigte sich der Wirt.

»Ich mische mich überall gerne unter die Gemeinde, damit ich den Kontakt nicht verliere.«

»Ist schon recht, Herr Pfarrer, Sie dürfen ja auch mal ein Bier trinken. Ich habe da nichts dagegen.«

»Das ist nett von dir, Theo.« Alfred lachte.

»Außerdem bin ich sowieso evangelisch.«

»Da habe ich nichts dagegen.«

»Das ist großzügig von Ihnen, Herr Pfarrer.«

Theo stellte das gezapfte Bier vor Alfred auf die Theke.

»Würden Sie bei der Ökumene mit den Evangelischen das Abendmahl feiern?«

Alfred holte tief Luft und stöhnte innerlich. Hatte man als Pfarrer denn nie Feierabend? »Die katholische und die evangelische Kirche feiern so manches Fest zusammen. Wir leben die Ökumene, gerade hier in Bierbach«, wich er der Frage aus.

Er hasste diese Fragen, von denen er glaubte, dass kein ehrliches Interesse dahinter steckte, sondern der Wunsch, die katholische Kirche als nicht mehr zeitgemäß darzustellen. Denn wie sollte er Fragen wie diese oder die noch beliebtere nach dem Zölibat in ein, zwei griffigen Sätzen beantworten?

Wie viele Christen, so überlegte er und nahm einen großen Schluck, kannten denn noch den Sinn und Ursprung der Eucharistie oder des Abendmahls? Wer wusste noch, dass sich in der katholischen Kirche während der Eucharistiefeier Brot und Wein tatsächlich in den Leib und das Blut Christi verwandelten? Wo hingegen nach der Auffassung Luthers Jesus Christus zwar im Abendmahl leiblich gegenwärtig war, doch verwandelte sich das Brot nicht wirklich in den Leib Christi. Und dennoch, dachte Alfred, sind wir alle Christen, vereint im Glauben, und feiern das Abendmahl im Gedenken an den Tod und die Auferstehung Christi.

»Ich möchte zahlen, Theo.«

»Fünf zwanzig.«

Alfred legte sechs Euro auf die Theke, trank sein Bier aus und stand auf. Letzteres war gar nicht so einfach, denn der Barhocker klebte an seinem Hintern. Verlegen schielte er nach den Weber-Brüdern, doch die waren Gott sei Dank mit einem handfesten Streit um den Starttermin der Fußball-Bundesliga beschäftigt.

Karl war der Meinung, dass die Bayern auf keinen Fall wieder Meister werden dürften, auch wenn er dafür seinen Brüdern eigenhändig die dürren Hälse umdrehen müsste.

Theo wühlte umständlich in einem Beutel mit Wechselgeld. Nahm eine Handvoll Münzen raus, betrachtete sie stirnrunzelnd und ließ sie stöhnend in den Geldbeutel zurückfallen.

»Lass nur, Theo. Es stimmt so.«

»Danke, Herr Pfarrer.« Theo ließ zufrieden den Geldbeutel zuschnappen und warf ihn in die Schublade unter der Theke.

Alfred überlegte und drehte sich noch einmal um, bevor er aus der Tür ging. »Theo, deine Frage beantworte ich dir gerne, wenn du zu mir ins Pfarrhaus kommst. Aber bring viel Zeit mit. Ich muss nämlich weit ausholen. Und vielleicht können wir bei der Gelegenheit auch ein Gebet zusammen sprechen.«

Die Weber-Brüder prusteten los.

»Nein, danke, Herr Pfarrer. Das wäre sehr nett von Ihnen, aber lassen wir's besser sein«, beeilte sich Theo zu antworten. »Ich kann ja hier nicht weg. Außer am Ruhetag, und da gehen wir einkaufen.«

Alfred zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Und wenn wir mal nicht einkaufen gehen, habe ich zu Hause jede Menge zu tun. Sobald die Hitze rum ist, will ich das Wohnzimmer tapezieren und den Flur und das Schlafzimmer und das Esszimmer.« Theo suchte händeringend nach weiteren Entschuldigungen.

»Ist schon gut, Theo«, entließ ihn Alfred gnädig.

Theo nickte dankbar und wünschte Alfred einen schönen Abend.

»Gelobt sei Jesus Christus«, murmelte Alfred und verließ die Kneipe.

Als er auf den Bürgersteig trat, war ihm, als liefe er gegen eine Wand aus heißer Luft. Die Augusthitze ließ seine schwarze Priesterkluft an ihm kleben wie einen nassen Plastikduschvorhang. Obwohl es schon kurz nach halb acht war, schien es noch immer über 30 Grad zu sein. Bierbach lag da wie ausgestorben. Nicht einmal die Frauen waren auf der Straße, die sich für gewöhnlich gegen Abend zum Friedhof aufmachten, um die Gräber zu gießen.

Er schaute über die Straße hinweg in die Aue. Die Blies lag dunkel und schwer da, als wäre der kleine Fluss zu einem stehenden Gewässer geworden. Sein Pegelstand lag weit unter normal.



Langsam ging er die Pfalzstraße dorfeinwärts. Die Stimmen und Geräusche aus der Wirtschaft wurden mit jedem Schritt leiser, bis sie nicht mehr zu hören waren.

Es war totenstill in Bierbach. Totenstill und ausgestorben.

Wie totenstill und ausgestorben, korrigierte er sich. Trotzdem konnte er nicht verhindern, dass ihm der Angstschweiß ausbrach. Und plötzlich wurde ein Schalter in seinem Kopf umgelegt und die Zeit drehte sich um dreißig Jahre zurück.

Es war an einem heißen Sommertag gewesen, genau wie heute.

Dreißig Jahre zuvor. Und sie hatten ... Ja, was hatten sie getan? Er musste nur kurz überlegen und schon lief der Projektor warm und der Acht-Millimeter-Film mit seiner Erinnerung spulte ab. Manche Szenen waren nur undeutlich zu erkennen. Das war jedoch kein Problem für jemanden, der den Film bereits kannte.

-IV-

Bierbach, 15. Mai 1972

Sie hatten viele Stunden in der Kneippanlage neben der Kanzel im eiskalten Wasser geplansch, die Sechs Unzertrennlichen: Jessica Lück, Margot Klaus, Wolfgang Lenhard, Günter Strobel, Birgit Altpeter und er, Alfred Bubel.

Die Anlage war zwar noch nicht ganz fertig, aber es war schon genug Wasser im hellblau gestrichenen Becken, um mit den Knien am Boden ein paar kurze Schwimmbewegungen zu machen, und vor allem genug, um sich gegenseitig zu tunken.

Es war ihnen ausdrücklich verboten worden, in der halbfertigen Anlage zu spielen, aber solange niemand in der Nähe war, taten sie es trotzdem.

Später waren sie zum Spielplatz weiter oben im Pirmannswald gegangen und hatten dort weiter gespielt. Zu Alfreds großer Not hatten sie ihre Geschicklichkeit im Weitspringen von der Kettenschaukel gemessen. Dann war es Jessica zu langweilig geworden und sie hatte vorgeschlagen, tiefer in den Wald zu gehen und Robin Hood im Sherwood Forest zu spielen.

Der Vorschlag wurde angenommen und gemeinsam jagten sie dann am Fischweiher vorbei, den Schwarzen Weg hinauf, in Richtung der Sieben Fichten. Jessica vorneweg und er schwer keuchend hinterher.

Auf der Lichtung bei den Sieben Fichten angekommen, wurden Birgit und er zu englischen Edelleuten bestimmt, die von Jessica, Wolfgang, Margot und Günter überfallen und ausgeraubt werden sollten.

Er hatte sich ein gutes Versteck ausgesucht, um dem Überfall zu entgehen. Ein Versteck, das seinen ganzen Mut erforderte. So viel Mut, wie ihm die anderen nicht zutrauen würden. Es war ihm klar, dass er nicht zu Robins Bande gehören durfte, weil ihn die anderen für zu dick und zu feige hielten. Er ließ Birgit zurück, die sich lieber in der Nähe der Lichtung verstecken wollte, und lief den Weg auf Kirkel zu. Nach ein paar Minuten bog er in den Felsenpfad ein.

Der Felsenpfad war eine einmalige Attraktion für jeden Wanderer in dem Wald zwischen Bierbach und Kirkel. In späteren Jahren sollte er zu einem Dorado des Freeclimbing werden. Doch Alfred hatte keinen Sinn für die bizarre Schönheit dieser ungewöhnlichen Gesteinsformationen mitten im Wald. Sein Herz schlug wild und sein grünweißes Hemd war an vielen Stellen dunkel von Schweiß. Mutig und mit zusammengebissenen Zähnen setzte er einen Fuß vor den anderen.

Die in Schichten aufgeworfenen Felsen aus Buntsandstein hingen drohend über ihm, als er den schmalen Pfad entlangging. Er kam sich unter ihnen noch kleiner und schutzloser vor, als er es ohnehin schon war. Feuchte, kühle Luft stieg aus den bemoosten Spalten unterhalb der Felsen hervor. Obwohl er schwitzte, war er dankbar für jeden Sonnenstrahl, der durch die Baumkronen fiel.

Er hatte keine bewundernden Gefühle für den Felsenpfad. In vielen der steinernen Riesen sah er Gesichter, die ihn angrinsten oder Fratzen schnitten. Auch war er davon überzeugt, dass sie es darauf anlegten, Kinder wie ihn auf dem Weg zum Stolpern und Fallen zu bringen. Und wenn er dann auf dem Boden läge, würden die Felsspalten sich weiter öffnen wie Mäuler und riesige Zähne, mit Moos und Flechten bewachsen, kämen zum Vorschein. Die Felsen mit ihren zig Felsspalten und ihren hunderten von Zähnen würden sich ganz langsam dem Boden zuneigen und dann ...

Unter dem Pales-Felsen hatte er sich niedergekauert und gewartet. Hier würde ihn niemand finden. Auch die Felsen selbst nicht. Sie konnten zwar den Weg bewachen, aber nicht erkennen, wer direkt unter ihnen saß. Ein Nachteil, wenn man so unbeweglich und groß war.



Dass er hier aushalten würde, war ihm wichtig. Wichtiger als seine Angst. Denn keiner traute ihm zu, am wenigsten Jessica, dass er sich so weit von seinen Freunden entfernen würde. Und dann auch noch im Felsenpfad. Er konnte stolz auf sich sein. Und das würde er auch, sobald er wieder mit den anderen zusammen war.

Nach einer Weile wurde ihm die Zeit lang und immer länger. Er gewöhnte sich sogar an seine Angst vor den unheimlichen Felsen um sich herum, so wie man sich an einen kratzenden Pullover auf der Haut gewöhnt. Er legte sich bäuchlings auf den weichen Boden und beobachtete die Waldameisen, die scheinbar ohne jede Ordnung hin und her liefen. Mal mit Gepäck, mal ohne. Irgendwann zwischen der hundertsten und hundertundersten Ameise musste er dann eingenickt sein.

Sein gleichmäßiger Atem streifte die ausgetrockneten Nadeln und Blätter vor seiner Nase und seinem offen stehenden Mund. Es war vollkommen ruhig um ihn herum. Nur sein leichtes Schnarchen war zu hören. Es störte die Stille nicht, sondern unterstrich sie noch, als würde es auf ganz natürliche Weise zu den Geräuschen des Waldes gehören.

Alfred spürte, wie der Waldboden leise zu vibrieren begann.

Schritt.

Noch ein Schritt.

Schwere, gleichmäßige Schritte.

Leise. Vernehmlich. Lauter.

Sie drangen immer stärker in sein Unterbewusstsein, stahlen sich in diesen undeutlichen Zustand zwischen Wachen und Träumen, als gehörten sie dazu.

Und die Schritte kamen näher.

Er riss in der Sekunde die Augen auf, als er die Gefahr witterte. Generationen der Zivilisation hatten zum Glück nicht das Erbe der Urahnen verdrängt, die im Wald von Gefahren umgeben waren und nur mit geschärften Sinnen überleben konnten. Er sprang auf die Füße.

Er blickte nach links.

Niemand näherte sich.

Er blickte nach rechts.

Ein Schatten verschwand um die Biegung.

War es ein Mensch?

Ein Tier?

Ein Geist?

Er wusste es nicht.

Aber er kannte den Namen des Schattens.

Es konnte nur einer sein: der Permes.

Alfred schaute auf seine Armbanduhr, die er zu seiner Kommunion bekommen hatte. Eine Stunde war vergangen, und seine Freunde hatten ihn nicht gefunden, aber dafür hätte ihn beinahe der Permes entdeckt. Er wunderte sich, dass er mehr stolz war als ängstlich.

Er machte sich schleunigst auf den Weg zu den Sieben Fichten, um seine Freunde zu suchen und sich stolz als den Mutigsten des Tages zu präsentieren, der sich nicht nur allein auf dem Felsenpfad versteckt hatte, sondern beinahe auch noch gegen den Permes hatte kämpfen müssen.

Der Rest der Unzertrennlichen war verschwunden. Die Lichtung bei den Sieben Fichten war menschenleer.

Sicher ist es Jessica mal wieder zu langweilig geworden, dachte er und kam sich plötzlich sehr erwachsen vor. Doch dieses Gefühl verschwand so schnell, wie es gekommen war. Er befand sich allein im Wald. Und ganz in der Nähe trieb sich noch der Permes herum.

Alfred rannte zum Schwarzen Weg, der hinunter nach Bierbach führte. Er rief. Laut. Lauschte auf Antwort. Rief wieder. Nur ein einsamer Eichelhäher antwortete ihm.

»So muss es sein, wenn alle tot sind und man der letzte Mensch auf der Welt ist«, murmelte er und versuchte sich vorzustellen, was das für ein Gefühl wäre. Es war kein schönes Gefühl.

»Geh nie allein in de Wald«, hatten sein Großvater und die Großväter von Jessica und Wolfgang immer gesagt, »denn sonst holt euch de Permes.«

Dass ihm die Ermahnung ausgerechnet in diesem Augenblick einfallen musste. Jetzt, wo er allein war. Er mochte sich gar nicht vorstellen, was der Permes mit ihm machen würde, wenn er ihn zu fassen bekäme. Der Permes war um vieles schlimmer als die Felsen, die ja nur in Alfreds Phantasie lebendig wurden. Aber den Permes gab es wirklich. Oder wer sollte das sonst vorhin gewesen sein?



Viele hatten ihn schon gesehen und Schauerliches berichtet. Wolffgangs Großvater hatte, solange Alfred ihn kannte, nie den Wald betreten. Weder allein noch mit anderen. Wenn der Lenhard Max spazieren gegangen war, dann immer in den Bliesauen. »Ich muss weit kucken können«, hatte er immer zu den Kindern gesagt.

Alfred war allein und auf sich gestellt. Fieberhaft überlegte er, was zu tun sei, um dem Permes noch einmal zu entkommen. Sicher dachte der Herrscher des Waldes, dass Alfred den kürzesten Weg nehmen würde. Den Schwarzen Weg, der zum Spielplatz führte, von dem man an der Kanzel vorbei direkt ins Dorf kam.

Ich kann ihm nur entkommen, wenn ich einen anderen Weg nehme, überlegte er und marschierte entschlossen Richtung Lautzkirchen. Am Frauenbrunnen machte er kurz halt, erfrischte sich und trank eine paar Hände voll Wasser. Aber nicht, ohne sich dabei immer wieder nach dem Permes umzusehen.

Nach einer Stunde kam er kurz vor Lautzkirchen auf der Straße heraus. Er war müde und hungrig, aber er war dem Permes entkommen. Und mit den Eisenbahnschienen und der Bliesau neben der Straße marschierte es sich leichter die vier Kilometer nach Bierbach.

Dass ihm kein einziges Auto begegnete und auch kein Zug, beunruhigte ihn nicht. Noch nicht. Die einfache Tatsache, wieder auf einer asphaltierten Straße zu laufen, ließ keinen Platz für schaurige Gedanken. Die gehörten für ihn zum Wald, in dem der Permes hauste.

Als er am Webenheimer Stich um die Kurve bog, konnte er das Dorf schon sehen. Kurz darauf kam er am Friedhof vorbei. Auf der Pfalzstraße, die damals noch Hauptstraße hieß, kamen auf der linken Seite die ersten Häuser von Bierbach in Sicht. Als erstes das Haus, in dem die Gölzers wohnten. Dann das Doppelhaus, in dessen linker Hälfte die drei katholischen Ordensschwwestern wohnten: Schwester Pantaleon, die die Kranken im Dorf versorgte, Schwester Honoria, die den Kindergarten leitete, und Schwester Emanuela, die sich um den Haushalt kümmerte. Es folgten Ulrichs, dann Meilsches. Und nirgendwo eine Menschenseele. Es war totenstill. Das Dorf lag da wie ausgestorben.

Er musste heftig schlucken. Hatte der Permes vielleicht gedacht, es wäre sein Wunsch gewesen, als er vorhin im Wald gemurmelt hatte: »So muss es sein, wenn alle tot sind ...«

»Wenn man sich etwas im Wald wünscht, erfüllt das der Herrscher des Waldes. Aber nur die schlimmen Wünsche«, hatte Wolffgangs Großvater geunkt und wissend genickt.

Alfred hielt seine Hände vor den Mund, formte sie zu einem Trichter und rief rasch in alle vier Himmelsrichtungen: »So habe ich es nicht gemeint!«

Der Weg nach Hause zog sich, und seine Beine wurden immer schwerer. »Wenn du so langsam läufst, bleibst du noch mal im Asphalt stecken und versinkst«, hatte ihm Margot noch am Morgen prophezeit. »Immer weiter runter, dort hin, wo der Teufel wohnt.«

Im Dorf war man eigentlich nie allein. Aber wenn jetzt doch? Wenn wirklich alle Menschen verschwunden waren? Dann würde der Permes bestimmt auch wagen, ins Dorf vorzudringen.

In der Hauptstraße war Alfred noch immer keiner Menschenseele begegnet, obwohl er schon auf der Höhe des alten Schulhauses war. Kein Fenster, keine Tür hatte sich geöffnet. Es war immer noch alles totenstill und ausgestorben.

Als er am Ehrenmal für die Gefallenen der Weltkriege vorbei kam, machte er bei der Metzgerei Prinz halt und schaute durch das Schaufenster, um zu sehen, ob dort jemand war. Es war niemand zu sehen. Die Kühltheke war ausgeräumt und ausgewaschen. Nur Konservendosen mit Hausmacherwurst standen in den Vitrinen an der Wand.

Er lief die paar Stufen der Treppe hinauf und rüttelte an der Tür.

War er denn ganz allein auf der Welt?

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter, und er spürte den heißen Atem des Permes an seinem Ohr.

Er ist gekommen und holt dich, spukte es durch seinen Kopf. Es ist zu spät, zu spät für alles.

Langsam drehte sich Alfred um, die Tränen in seinen Augen ließen ihn nur verschwommen sehen. Doch da war niemand. Er atmete durch und konnte es gar nicht fassen, dass er am Leben bleiben würde.

Dankbar, dem Permes noch einmal entkommen zu sein, rannte er die Treppe auf der anderen Seite wieder herunter.

Auch in der Lindenstraße begegnete ihm niemand. Am Haus der beiden alten Schwestern Mathilde und Frieda, die (obwohl schon hoch betagt) im Dorf noch immer die Neie-Mäde genannt wurden, schaute er verzweifelt zum Küchenfenster hoch. Eine von den beiden saß doch sonst immer dort und suchte das Gespräch. Heute saß keine da und das Küchenfenster war fest geschlossen.



Warum ist denn keiner da? Was mache ich nur, wenn mich der Permes erwischt? Fast hätte er geweint. Alfred schaute noch hoffnungsvoll aber vergebens in Sornbergers Gemüseladen und den Milchladen von der Frau Jung. Die beiden Läden lagen nebeneinander im Erdgeschoss eines ehemaligen Bauernhauses, schräg gegenüber von Mathildes und Friedas Haus.

Er lief weiter die Korngartenstraße entlang. Wäre er geradeaus die Treppen hinaufgegangen, wäre er zur Kirche gekommen. Doch die war damals noch kein Ort des Trostes für ihn. Er bog links ab. Nur noch zwei Häuser, dann wäre er zu Hause und in Sicherheit.

Am anderen Ende der Straße meinte er eine schwarze Gestalt auf sich zukommen zu sehen.

Er hastete die Stufen zur Haustür hoch, fiel hin, schlug sich die Knie auf und stieß einen Schmerzensschrei aus. Seine Mutter öffnete die Tür, half ihm auf und strich ihm tröstend übers Haar.

Als Alfred sich noch einmal umdrehte, sah er, wie auf der gegenüberliegenden Straßenseite die Tür zum Haus seines Großvaters Julius Bubel zufiel.

Der Permes

Kerstin Rech Kriminalroman ISBN 3-934927-52-1 160 Seiten 9.90 Euro